



„Solidarität ist kein Luxus, sondern ein Recht!“

Festansprache von Martin M. Lintner, Brixen, anlässlich der
Verleihung des Bischof-Joseph-Gargitter-Preises
an das „Haus der Solidarität“ und die Comboni-Missionare in Milland
Bozen, 9. November 2013

1. Hinführung

„In eine Pfarrei in Südtirol einsteigen, das könnte ich nicht mehr, aber bei der Caritas, da gibt es wohl immer Arbeit“¹, sagte der Missionar Luis Lintner, dessen Namen das „Haus der Solidarität“ in Milland trägt, in einem Gespräch darüber, ob er sich vorstellen könnte, eines Tages aus Alters- oder Krankheitsgründen wieder von Brasilien nach Südtirol zurückzukehren. Diese Entscheidung wurde Luis erspart, da er am 16. Mai 2002 gewaltsam frühzeitig aus dem Leben gerissen worden ist. Unter den Trauergästen bei der Beerdigung in Aldein befand sich auch P. Bruno Haspinger von den Comboni-Missionaren. Beeindruckt von der Persönlichkeit und vom Lebenszeugnis des zu Grabe getragenen Missionars hat er spontan den Wunsch geäußert, das „Haus der Solidarität“, mit dem er und einige Mitstreiter wie Karl Leiter damals noch schwanger gingen, nach Luis Lintner zu benennen. Und so geschah es dann, als Anfang Juni 2003 das Haus der Solidarität im früheren Schülerheim *Xaverianum* der Comboni-Missionare die Tore geöffnet hat, ein Haus, das durch den Schulterschluss verschiedener Eine-Welt-Gruppen und -Initiativen in Südtirol zustande gekommen ist, das von Anfang an ein Zentrum der Begegnung, der Information und Bewusstseinsbildung sowie ein Ort der gelebten Solidarität sein wollte. Hätte Luis damals beim eingangs erwähnten Gespräch dieses Haus schon gekannt, dann hätte es leicht sein können, das er gesagt hätte: „Wieder in die traditionelle Seelsorge einsteigen, das könnte ich nicht mehr, aber im Haus der Solidarität in Milland mit zu leben und mit zu arbeiten, das könnte ich mir gut vorstellen.“

Die Solidarität hat die missionarische Arbeit von Luis Lintner wie ein roter Faden durchzogen und er hat sie in seinen Rundbriefen immer wieder thematisiert.

¹ Martin M. Lintner u.a., „... weil das Leben siegen wird!“ Luis Lintner, Mystiker – Kämpfer – Märtyrer, Bozen 2004, 106.



2. Begriffliche Annäherung

Solidarität ist ein vielschichtiger, heute viel verwendeter Begriff – und deshalb unterliegt er auch der Gefahr, diffus zu sein, d.h. vieles zu bezeichnen und damit zugleich seine inhaltliche normative Aussagekraft zu verlieren. Deshalb ist es wichtig, sich mit dem Begriff auseinanderzusetzen und seine Bedeutung neu auszuloten, um über seine Relevanz für uns als Kirche und Gesellschaft hier und jetzt, in unserer Zeit und in unserem Land nachzudenken.

Der Begriff kommt etymologisch aus dem Lateinischen, und zwar vom Adjektiv „solidus“, d.h. ganz, vollständig, völlig, aber auch: dicht, fest. „In solido“ bedeutet „im Ganzen“, „solidum“ ist ein „festes Fundament“.

Solidarität bezeichnet also – so können wir uns vom etymologischen Hintergrund her annähern – die umfassende Ganzheit einer Realität, die als solche diese bestimmte Wirklichkeit stärkt, zusammenhält und trägt, also ein tragendes Fundament bildet.

Im heutigen Sprachgebrauch wird der Begriff auf die zwischenmenschliche bzw. soziale Wirklichkeit bezogen, was schon allein dadurch deutlich wird, dass ich in der Regel *mit jemandem* solidarisch bin. In diesem Sinne bezeichnet die Solidarität die Zusammengehörigkeit von Menschen innerhalb einer Gemeinschaft, und zwar so, dass kein Mitglied aus dieser Gemeinschaft ausgeschlossen werden darf, weil erst der Zusammenhalt zwischen den einzelnen Individuen der Gemeinschaft als ganzer eine Festigkeit verleiht, ein stabiles Fundament bildet, auf das eine Gemeinschaft gründet und worauf sie aufbauen kann. Eine Gemeinschaft wird gebildet aus unterschiedlichen Individuen, die miteinander in vielfältigen Beziehungen stehen, sodass sie aufeinander verwiesen und angewiesen sind. Es gibt die Stärkeren und Schwächeren, die Mutigeren und Furchtsameren, die Unabhängigen und Abhängigen..., was sie jedoch miteinander verbindet, ist, dass sie eingebunden sind eine Gemeinschaft, und zwar so, dass (1) nicht nur niemand für sich allein leben kann, sondern (2) auch das Schicksal eines jeden mit dem des anderen verwoben ist. Nicht zuletzt spricht von einer Solidargemeinschaft ja auch als einer Schicksalsgemeinschaft. Der Begriff der Solidarität hat damit aber auch bereits eine normative Komponente: dass zum Wohl der Gesamtheit der einzelne nicht einfach seinem Schicksal überlassen werden darf, sondern dass es einen sozialen Zusammenhalt braucht, ein Netz an Beziehungen, dessen Maschen so eng sind, dass niemand durchfällt. Solidarisches Handeln ist deshalb helfend, unterstützend und kooperativ.

Eine normative Bedeutung hat der Begriff der Solidarität auch deshalb, weil er auf eine Wertegemeinschaft hindeutet: Eine Solidargemeinschaft ist nicht nur eine Schicksalsgemeinschaft, sondern auch eine Gemeinschaft, die dieselben Ideale und Überzeugungen teilt: So erkläre ich mich mit jemandem oder mit einer Gruppe

solidarisch, deren Ideale auch die meinen sind, z.B. mit Menschenrechtsorganisationen oder mit Tierschutzgruppen. Ich teile damit Werte und Überzeugungen, die ich als tragenden Grund und als gemeinsame Basis ansehe.

3. Solidarität: ein Grundprinzip der christlichen Soziallehre

Auf diesem Hintergrund möchte ich jetzt kurz eingehen auf das Verständnis der Solidarität in der christlichen Soziallehre. Bekanntermaßen gehört die Solidarität gemeinsam mit der Subsidiarität, der Personwürde, dem Gemeinwohl und der sozialen Gerechtigkeit sowie der Nachhaltigkeit zu den Grundprinzipien der christlichen Soziallehre.

3.1 Solidarität als Verantwortung

In der Sozialenzyklika *Sollicitudo rei socialis* führt Johannes Paul II. aus:

Solidarität ist nicht ein Gefühl vagen Mitleids oder oberflächlicher Rührung wegen der Leiden so vieler Menschen nah oder fern. Im Gegenteil, sie ist die feste und beständige Entschlossenheit, sich für das "Gemeinwohl" einzusetzen, das heißt, für das Wohl aller und eines jeden, weil wir alle für alle verantwortlich sind. (Nr. 38)

Interessant und bedeutend ist, dass der Papst diese Feststellung trifft auf folgendem Hintergrund:

Die Tatsache der gegenseitigen Abhängigkeit wird als entscheidendes System von Beziehungen in der heutigen Welt mit seinen wirtschaftlichen, kulturellen, politischen und religiösen Faktoren verstanden und als moralische Kategorie angenommen. Wenn die gegenseitige Abhängigkeit in diesem Sinne anerkannt wird, ist die ihr entsprechende Antwort als moralisches und soziales Verhalten, als "Tugend" also, die Solidarität.

Solidarität ist die Antwort darauf, dass Menschen voneinander abhängen und aufeinander angewiesen sind und nicht anders können, denn in einem Netz von Beziehungen zu leben.

Sie ist nicht nur eine Frage der emotionalen Betroffenheit durch das Leid anderer Menschen. Das bedeutet umgekehrt nicht, dass Mitleid und Betroffenheit nicht ihren berechtigten Platz hätten in der Solidarität, sondern dass sie nicht allein darauf reduziert werden darf. Aus der Betroffenheit muss vielmehr die feste Entschlossenheit erwachsen, sich dafür zu engagieren, dass es dem anderen, dessen Leid mich betrifft,

besser geht, dass seine Leidsituation gemildert wird, aber nicht einfach aus einem spontanen Impuls heraus, sondern weil ich mich für den anderen verantwortlich weiß.

Den Grund der Solidarität benennt Johannes Paul II. darin, dass „wir alle für alle verantwortlich sind“: Solidarität ist also mehr als ein handlungsrelevanter Affekt in einer konkreten Situation, sondern meint: Ich bin für den anderen verantwortlich, ich bin für die Gemeinschaft mitverantwortlich. Solidarität ist also eine individuelle, persönliche Grundhaltung, nämlich die feste Entschlossenheit, für den Anderen und für das Gemeinwohl Mitverantwortung zu übernehmen. Sie ist aber auch eine soziale Tugend und zielt auf die Errichtung von sozialen Strukturen und Netzen, die garantieren, dass jedes Mitglied einer Gesellschaft mit seiner Würde und Einzigartigkeit geschützt und anerkannt wird, und zwar sowohl mit seinen Bedürfnissen als auch mit seinen Begabungen. Die Solidarität hilft uns, so führt der Papst weiter aus, den Anderen wahrzunehmen als einen, der zu mir gehört, der mir ebenbürtig ist, gleich ist an Ansehen und Würde.

Die Übung von Solidarität im Innern einer jeden Gesellschaft hat ihren Wert, wenn sich ihre verschiedenen Mitglieder gegenseitig als Personen anerkennen.

3.2 Solidarität als Geschwisterlichkeit

Hier geht Johannes Paul II. dann auf die theologische Grundlage der Solidarität ein. Er benennt sie darin, dass jeder Mensch ein Geschöpf Gottes ist, geschaffen als Abbild Gottes, als sein Ebenbild. Aus dem Glauben an die „gemeinsame Vaterschaft Gottes“ ergibt sich der Gedanke der „Brüderlichkeit – Geschwisterlichkeit aller Menschen in Christus“, die „Söhne und Töchter im Sohn“ sind. Deshalb muss sich die Solidarität in letzter Konsequenz inspirieren lassen vom christlichen Gebot der Gottes- und Nächstenliebe.

Damit erhält auf individueller Ebene die Solidarität aber eine ganz besondere Note. Ich erkläre mich mit dem anderen nicht nur aus emotionaler Betroffenheit heraus oder aufgrund meines Verantwortungsbewusstseins solidarisch, sondern weil ich ihn als Bruder bzw. Schwester anerkenne und annehme. Meine Motivation für geübte Solidarität ist Wohlwollen gegenüber dem Anderen. In diesem Sinn kann Johannes Paul II. in der Enzyklika *Centesimus annus* (1991) schreiben, dass das Prinzip der Solidarität bereits von

Leo XIII. mehrmals unter dem Namen »Freundschaft« angeführt worden ist (...). Von Pius XI. wird es mit dem nicht weniger bedeutungsvollen Namen »soziale Liebe« bezeichnet. Paul VI. hat den Begriff mit den heutigen vielfältigen Dimensionen der sozialen Frage erweitert und von »Zivilisation der Liebe« gesprochen. (CA 10)



Es gibt zahlreiche Berührungspunkte zwischen der Solidarität und jener Liebe, die Erkennungszeichen der Jünger Christi sein sollte (vgl. SRS 40), ja: „Solidarität ist einer der konkreten Namen für christliche Nächstenliebe.“ (Luis Lintner)

3.3 Solidarität als vorrangige Option für die Armen

Gemeinhin wird fälschlicherweise angenommen, der Vatikan habe die Befreiungstheologie als ganze verurteilt. Das stimmt so nicht, im Gegenteil: einige der Grundanliegen der lateinamerikanischen Befreiungstheologie haben Eingang gefunden in die katholische Soziallehre und hier ist besonders die „vorrangige Option für die Armen zu nennen“, die Papst Franziskus wieder ganz stark ins Bewusstsein ruft.

Im schon genannten Lehrschreiben SRS betont Johannes Paul II., dass dieser Option für die Armen ein besonderer Vorrang zukommt in der Weise, wie die christliche Liebe ausgeübt wird (vgl. SRS 42). Um das christliche Verständnis der Solidarität zu vertiefen zu können, kommen wir nicht umhin, uns mit der vorrangigen Option für die Armen auseinanderzusetzen. Was bedeutet sie?

Theologisch findet sie ihre Grundlage in der biblischen Botschaft, dass Gott selbst es ist, der sich in besonderer Weise den Armen zuwendet. Man kann den Gott der Bibel und das Heilsereignis der Menschwerdung Christi nicht verstehen, wenn man von der vorrangigen Liebe Gottes und Jesu Christi zu den armen Menschen absieht. Selbst Benedikt XVI. hat betont, dass die vorrangige Option für die Armen dem christologischen Glauben eingeschrieben ist. Von Christus glauben wir, dass ihn nicht nur eine besondere Liebe zu den Armen beseelt hat, sondern dass er, der Sohn Gottes, selbst Mensch geworden ist und als Mensch arm. Er hat gleichsam die Fronten gewechselt, wie es im Philipperhymnus heißt:

Jesus Christus war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. (Phil 2,6-9)

Jesu Solidarität mit den Menschen führt ihn dazu, wie ein Sklave zu werden: (1) Er hat sich radikal in den Dienst der Menschen gestellt, (2) er hat sich aber ebenso radikal auf die Seite der Entrechteten, der Unterdrückten, der Geknechteten gestellt, ja schließlich sogar das Schicksal eines verurteilten Verbrechers geteilt. Der evangelische Neutestamentler Gerd Theißen führt zu dieser Stelle aus:

Für die ersten Christen lag darin eine große Ermutigung: Wenn sie zu den Niedrigen gehörten, hörten sie die Botschaft: Gott ist uns nahe, auch wenn wir



verachtet und verfolgt werden. Auch wir haben Wert und Würde. Wenn sie leidenden Menschen begegneten, hörten sie die Botschaft: Gott kann Dir in jedem Menschen begegnen. Was Du diesen Geringsten tust, tust du ihm selbst. Wenn sie zu den Menschen mit hohem Status gehörten, hörten sie die Mahnung: Verzichte auf Deinen Status. Du könntest genauso gut an der Stelle der geringen Menschen stehen.²

Für das Verständnis der Solidarität wird ein hier ein Wandel vollzogen von einer Pro-Solidarität zu einer Con-Solidarität. Eine „Solidarität für“ erschöpft sich leicht in Formen des Paternalismus: Wir tun etwas für die Armen, sie sind Ziel und Objekt unseres Handelns. Die „Solidarität mit“ geht weiter: Sie verpflichtet dazu, den Standpunkt des Armen einzunehmen und in diesem Sinne auch selbst arm zu werden, um von der Perspektive des Armen aus die Situation zu sehen, zu erleben und zu analysieren. Erst dann können gemeinsam mit ihm Handlungsoptionen erarbeitet werden, die es ihm ermöglichen, aus seiner Armut auszubrechen. Solidarität im Sinne einer vorrangigen Option für die Armen bedeutet wesentlich, den Armen zu befähigen, Subjekt seiner Geschichte und Befreiung zu sein.

Wenn wir von den Armen sprechen, dann

handelt es sich um eine Option, die nicht nur für die materielle Armut gilt, da bekanntlich besonders in der modernen Gesellschaft viele Formen nicht bloß wirtschaftlicher, sondern auch kultureller und religiöser Armut anzutreffen sind. Die Liebe der Kirche zu den Armen, die entscheidend ist und zu ihrer festen Tradition gehört, lässt die Kirche sich der Welt zuwenden, in der trotz des technisch-wirtschaftlichen Fortschritts die Armut gigantische Formen anzunehmen droht. In den westlichen Ländern haben wir die vielfältige Armut der Randgruppen, der Alten und Kranken, der Opfer des Konsumismus und zudem noch das Elend der zahlreichen Flüchtlinge und Migranten. (CA 57)

Nach diesen grundsätzlichen Überlegungen zum christlichen Verständnis der Solidarität, möchte ich im Folgenden eingehen auf die Frage nach den Ursachen der Entsolidarisierung, die heute oft beklagt wird, und den Quellen der Solidarität, aus denen wir schöpfen können.

4. Entsolidarisierung

Entsolidarisierung – das ist ein oft verwendetes Schlagwort, um negativ bewertete Tendenzen der Individualisierung auf der individuellen Ebene und des Abbaus von Sozialleistungen auf der politischen Ebene zu benennen. Ganz allgemein kann man

² http://www.theologie.uni-heidelberg.de/universitaetsgottesdienste/2803_wsf2010.html

Entsolidarisierung als Gegenbewegung zur Solidarität charakterisieren und damit Entwicklungen und Grundhaltungen bezeichnen, die Solidarität untergraben: also all das, was das Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gesellschaft schwächt, das Wissen um die Geschwisterlichkeit aller Menschen, das Verantwortungsgefühl füreinander.

Der Schweizer Soziologe Franz Xaver Kaufmann differenziert drei Grundformen der Entsolidarisierung:

(1) Er spricht von einer *individuellen Entsolidarisierung*, wenn Einzelpersonen ein soziales System ausnutzen oder auch gezielt gegen Regeln verstoßen, um sich selbst Vorteile zu verschaffen, während man in Kauf nimmt, dass daraus resultierende Nachteile oder negativen Auswirkungen von der Allgemeinheit zu tragen sind.

(2) Eine *kollektive Entsolidarisierung* findet dort statt, wo eine Gruppe ihre Vormachtstellung ausnutzt, um gegen andere Gruppen zu polemisieren oder um Konflikte so zu führen, dass dabei nicht die für alle Betroffenen möglichst beste Lösung gesucht wird, sondern nur für die eigene Gruppe. Es wird bewusst und gezielt in Kauf genommen, dass es Verlierer gibt. Dies geht oft damit einher, dass wechselseitiges Verständnis und Vertrauen durch Radikalisierung der eigenen Mitglieder und durch unnötige Provokationen in Frage gestellt wird. Hier solidarisiert sich eine Gruppe *gegen* andere. Solidarität wird zu einem Ab- und Ausgrenzungsmechanismus. Man brauche diese Menschen nicht, so argumentiert man, um eine soziale Ordnung oder ein funktionierendes Sozialsystem aufrecht zu erhalten, im Gegenteil: sie würden dem Sozialsystem nur zur Last fallen, aber selbst nichts dafür beitragen. Sozial Schwache oder soziale Randgruppen werden zu Feindbildern, sie werden pauschal und einseitig verantwortlich gemacht für negative Entwicklungen in der Gesellschaft

(3) Als *kulturelle Entsolidarisierung* bezeichnet Kaufmann Entwicklungen, durch die die normativen Grundlagen der Sozialstaatlichkeit in Frage gestellt werden. Dahinter sieht er vorwiegend das Problem von verschärften Verteilungskonflikten aufgrund von knapper werdenden Ressourcen. Es besteht eine Tendenz, ein Recht der Stärkeren bzw. Leistungsfähigeren oder auch jener zu postulieren, die ihre Interessen besser zu vertreten imstande sind. Weil diese partikulare Interessensvertretung mehr und mehr auf soziale Akzeptanz stößt, wird sie als kulturelle Entsolidarisierung bezeichnet, weil sie eben anzeigt, dass sich auch zugrundeliegende Wertevorstellungen und soziale Leitbilder verändern. Wer lauter schreit, kriegt mehr, wer leise ruft, wird überhört und es leiht ihm auch niemand seine Stimme. Menschen, die ihre Bedürfnisse und Interessen nicht bzw. nicht mehr artikulieren oder vertreten können, die keine Lobby hinter sich haben, die sich für sie stark macht, geraten ins Abseits. Sie werden fast zu einer Gruppe von Unsichtbaren in einer Gesellschaft, die kaum wahrgenommen wird

und die sich – oft auch aus Scham über ihre Situation, z. B. Verarmung, Arbeitslosigkeit, Vereinsamung, Obdachlosigkeit – auch selbst nicht bemerkbar macht.

Die Ursachen für diese Entsolidarisierungsprozesse sind vielfältig. Sie reichen von der individuellen bis zur sozial-politischen Ebene. Dazu gehört z. B. ein sinkendes Verantwortungsbewusstsein für den Mitmenschen und für das Gemeinwohl, das von den heutigen Individualisierungstendenzen bestärkt wird, von Haltungen der Selbstgenügsamkeit, des Rückzugs aus der großen, komplexen und oft kaum überschaubaren großen Welt in die kleine, überschaubare Welt der eigenen vier Wände. Bestärkt wird dies mitunter auch durch die Angst vor der Zukunft in immer prekärer werdenden Lebenssituationen und der Sorge, wie man es noch schaffen wird, über die Runden zu kommen. Ein Klima des Misstrauens und der Missgunst, das Gefühl selbst zu kurz zu kommen oder ungerecht behandelt zu werden, wirken verstärkend. Auch das Gefühl, vom Staat ausgenutzt zu werden und selbst nicht zum eigenen Recht zu kommen, fördert die Entsolidarisierung. Die allgemeine Krisenstimmung und knapper werdende Angebote an Chancen, z. B. auf dem Arbeitsmarkt, schüren Ängste und können diese Tendenz, sich zunächst um die eigene Haut und das eigene Schicksal zu kümmern, nähren. Interessanterweise sind es dann oft diese Menschen, die anfällig werden dafür, die Ursache für die eigene missliche Lage bei anderen Menschen zu suchen, gegen die man sich dann wendet, sodass sie sich leicht ansprechen lassen von populistischen Argumentationen. Denken wir nur an die leider erfolgreiche Wahlkampfkampagne der Freiheitlichen Partei Österreichs bei der vergangenen Nationalratswahl: Mit dem Slogan der Nächstenliebe wurde geworben gegen Ausländer, gegen Sozialschmarotzer, gegen Kriminelle: „Denn der Nächste – so verkündeten die Wahlkampfplakate – ist für uns der Österreicher, der Fleißige, der Anständige“ usw. Nächstenliebe wurde pervertiert zu einem Prinzip der Exklusion von Menschen. Das das mit der christlichen Nächstenliebe, die sich an Jesus selbst orientiert und im Gleichnis des barmherzigen Samariters veranschaulicht wird, nicht in Einklang zu bringen ist, versteht sich hoffentlich von selbst.

Diese letzten Überlegungen mögen pessimistisch klingen. Ist es denn um die Solidarität so schlimm bestellt? Insgesamt gibt es in Südtirol sicher ein hohes Maß an Solidarität und die Bereitschaft, in Not geratenen Menschen zu helfen. Diese Hilfe geschieht oft im Stillen, von der Öffentlichkeit unbemerkt.

Aber es gibt auch die genannten Tendenzen der Entsolidarisierung, die sich ganz konkret niederschlagen im Umgang mit den sozial Schwächsten und sozialen Randgruppen. Es gibt auch in Südtirol Menschen, die durch das soziale Raster fallen – das Haus der Solidarität könnte hier Bände füllen mit Namen und Schicksalen von solchen Menschen, die im Lauf der Jahre vorübergehend dort Hilfe und eine Bleibe

gefunden haben. Dabei handelt es sich nicht nur um Menschen mit Migrationshintergrund, sondern auch um Südtirolerinnen und Südtiroler.

5. Solidarität als Quelle der Humanität

Es ist notwendig, einerseits die zweifelsohne vorhandene Solidaritätsbereitschaft zu fördern und andererseits vor den Tendenzen der Entsolidarisierung nicht die Augen zu verschließen, sondern ihnen entgegenzuwirken. Es geht bei der Solidarität um nicht weniger als um die Humanität einer Gesellschaft. Papst Benedikt XVI. bringt es in seiner Enzyklika über die Hoffnung so zum Ausdruck:

Das Maß der Humanität bestimmt sich ganz wesentlich im Verhältnis zum Leid und zum Leidenden. Das gilt für den Einzelnen wie für die Gesellschaft. Eine Gesellschaft, die die Leidenden nicht annehmen und nicht im Mit-leiden helfen kann, Leid auch von innen zu teilen und zu tragen, ist eine grausame und inhumane Gesellschaft. Aber die Gesellschaft kann die Leidenden nicht annehmen und sie nicht in ihrem Leiden tragen, wenn die Einzelnen dies nicht können. (...) An-nehmen des anderen, der leidet, bedeutet, dass ich mir sein Leid selbst zueigne, dass es auch mein Leiden wird. (Nr. 38)

Was der Papst über den Umgang mit den Leidenden sagt, gilt allgemein für die sozial Schwachen und Armen. Auf die Solidarität gewendet kommt ein Dreifaches pointiert zum Ausdruck:

(1) Solidarität ist nicht nur ein Luxus, den wir uns leisten können oder auch nicht, sondern sie ist Gradmesser für die Humanität einer Gesellschaft: Wie geht sie und wie gehen die Einzelnen um mit den Leidenden, den Schwachen, den Randgruppen, den Außenseitern oder den Unsichtbaren? Eine entsolidarisierte Gesellschaft wird nicht nur inhuman, sondern auch schwach, sie verliert den Zusammenhalt.

(2) Solidarität ist nicht nur angenehm: Sie verlangt die Option für die Armen, verstanden zunächst als eine besondere Aufmerksamkeit und Sensibilität für die Bedürfnisse der Armen, sodann aber auch als die Bereitschaft, die Perspektive zu wechseln: Die Welt – auch meine kleine Welt – aus der Perspektive des Armen zu sehen – und mich von dieser Perspektive in Frage stellen zu lassen, auch wenn es unangenehm ist und mich, meine Überzeugungen oder meinen Lebensstil in Frage stellen mag.

(3) Solidarität nimmt den Einzelnen in die Pflicht: Er ist gefragt, betroffen vom Schicksals des Mitmenschen, in die Verantwortung genommen für ihn. Aber sie nimmt auch eine Gesellschaft in die Pflicht: Sie ist eine persönliche ebenso wie eine soziale und politische Tugend. Es obliegt den politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und



kirchlichen Verantwortungsträgern dafür zu sorgen, dass das Gemeinwohl gefördert wird. Das Gemeinwohl ist die Basis für den friedlichen Zusammenhalt einer Gesellschaft, es impliziert aber auch den Einsatz darum, dass jedes Mitglied als Glied der Gesellschaft anerkannt und geachtet wird und sich in Freiheit und Selbstbestimmung entfalten kann. Die Voraussetzungen dafür können nur politisch geschaffen und gewährleistet werden.

Schluss: „Solidarität ist kein Luxus, sondern ein Recht!“

Ich gebe zu: Der Titel des Festvortrags mag sperrig klingen. Vielleicht deshalb, weil in der Formulierung selbst ein Perspektivenwechsel: „Solidarität ist kein Luxus“ bezieht sich auf den, der Solidarität übt, „sondern ein Recht“ auf den, der Solidarität empfängt. Es findet ein Perspektivenwechsel statt vom solidarisch Handelnden auf jenen, dem Solidarität widerfährt. Beide verbindet die Solidarität, die letztlich die Trennung in Subjekt und Objekt auch überwindet, denn die Solidarität kennt nur Subjekte: Menschen, die in ihrer Würde, in ihren Rechten und Bedürfnissen wahrgenommen und geachtet werden, aber nicht als isolierte Einzelkämpfer, sondern als Beziehungswesen, die aufeinander angewiesen sind, voneinander abhängen, einander brauchen, füreinander verantwortlich sind: eingebunden sind in eine Solidar-Gemeinschaft, die zugleich eine Schicksalsgemeinschaft ist, in der langfristig das Wohlergehen aller nur gesichert werden kann, wenn es keine Verlierer gibt, und eine Wertegemeinschaft, die auf der Achtung eines jeden Menschen gründet, unabhängig von Ansehen, Leistungsfähigkeit, Herkunft, Geschlechts- oder Religionszugehörigkeit. Wir brauchen Menschen, die dafür einstehen, wir brauchen Orte, an denen sich diese Solidarität verdichtet. Die heute Geehrten sind solche Menschen, sind ein solcher Ort.

Der Bischof-Joseph-Gargitter-Preis 2013 ging zu gleichen Teilen an das „Haus der Solidarität Luis Lintner“ und an die Comboni-Missionare in Brixen-Milland.

Die Jury begründete ihre Entscheidung mit dem beispielhaften interkulturellen Einsatz der haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen im Haus der Solidarität. Die Einrichtung habe sich im Sozialbereich schwierigen Aufgaben gestellt und versuche diese vorurteilsfrei und hartnäckig zu bewältigen. So ist das Haus in Brixen zu einem verlässlichen Ansprechpartner für Menschen in großer Not geworden. Auch für das Miteinander zwischen Einheimischen und Migranten wirke die Einrichtung wegweisend.

Die Gemeinschaft der Comboni-Missionare wird für ihr solidarisches Handeln im christlichen Geist ausgezeichnet, im Besonderen für die Initialzündung, die Jugendarbeit und die seelsorgliche Begleitung des Projekts „Haus der Solidarität – Luis Lintner“.

Der Preis würdigt den Willen und die Bereitschaft beider Institutionen, mit Engagement nach vorne zu schauen und gemeinsame Lösungen für große karitative Anliegen zu suchen und zu finden. Der achtsame Umgang mit problematischen Situationen zeichne den Verein und die Comboni-Gemeinschaft aus. In diesem Sinne seien sie würdige Träger des 6. Bischof-Joseph-Gargitter-Preises, der – vom katholischen Forum und der Consulta dei Laici verliehen – den Einsatz für das friedliche Zusammenleben und für soziale Gerechtigkeit auszeichnet. Nach Meinung von Forum und Consulta ist es an der Zeit, dass auch andere Schultern das Projekt mittragen. Der Preis will eine Ermunterung für Laien und Geistliche sein, in gegenseitigem Respekt den Auftrag, die Welt freundlicher und friedlicher zu gestalten, gemeinsam voran zu bringen.

